Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 5 (1937-1938)
Heft: 11

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

Von Dichtern und von der Dichtung

II.

Seit Stephan Georges Tod sind eine Anzahl Schriften veröffentlicht worden die, ohne eine zu fühlbare Abhängigkeit von Gundolfs und Wolters' Darstellungen, den Zugang zu Georges Bezirk, Gestalt und Dichtung erleichtern wollen. Der Merkwürdigkeit halber seien genannt zwei Arbeiten von Nicht-Deutschen: die des Norwegers Arvid Broderson: Stefan George, Deutscher und Europäer (1935), und die des Italieners Alessandro Pellegrini: Stefan George (1934), beide erschienen in dem vor Jahresfrist eingegangenen Verlag: Die Runde, Berlin; ferner, als zuverlässiger kleiner Führer durch das Gesamtwerk und willkommen wegen der zahlreich eingestreuten Gedichte, Will Scheller: Stefan George (Reclam 7307/09); von Memoiren Georg Bondi: Stefan George, bei Bondi, Berlin (1934); Sabine Lepsius: Stefan George. Verlag Die Runde, Berlin (1935); Carl August Klein: Die Sendung Stefan Georges. Verlag Die Rabenpresse, Berlin. (1935). Neben diesen behauptet einen besondern Rang die nach der holländischen Ausgabe (1934) nun ins Deutsche übertragene Schrift von Albert Verwey: Mein Verhältnis zu Stefan George. Erinnerungen aus den Jahren 1895/1928. Verlag Heitz & Co., Strassburg/Zürich (1936). Hier spricht kein Vertreter der Ideologie des „Neuen Reiches", kein korybantisch Hingerissener, kein eilig angepasster Literaturgeschichtler, es spricht ein Dichter seines Landes der, so stolz als bescheiden, auf eine gültige Leistung bereits hinblicken durfte, als er mit dem um wenige Jahre jüngern Deutschen erstmals zusammentraf (1895).

Verweys Darstellung ist zugleich Denkmal der Freundschaft zweier in der Gesinnung übereinstimmender doch im Ideellen voneinander abweichender Gestalter, und Berichtigung einer Legende, deren Aufkommen das George-Buch von Wolters, und George selbst, durch einige Gedichte im „Neuen Reich", veranlasst hatten. — Die Vorgeschichte dieser Freundschaft war die: Nach erfolgreicher Beteiligung am Umschwung des holländischen Schrifttums von 1880 erkannte Verwey wie dieser ins Form- und Geistlose zu verlaufen drohte. Es beschäftigte ihn der Gedanke „dass wir andere Menschen seien als unsere Vorgänger, nicht länger beschränkt vaterländische, sondern europäische." Wie George, vertiefte er sich in das ausländische Schrifttum und richtete sein Augenmerk auf die Möglichkeiten eines Zusammenschlusses von Gleichstrebenden. Durch einen „Zufall" gewann er Einblick in einige Nummern der „Blätter für die Kunst", besprach sie in seiner „Zweimonatlichen Zeitschrift" und darauf auch Georges „Pilgerfahrten" und „Algabal". George wünschte seinen Rezensenten zu kennen, und dieser lud ihn

nach Holland ein. Dort begann George fast augenblicklich mit der Uebersetzung holländischer Gedichte, die der andere ihm vorlegte. — Wenn sie nun beide über das eng Völkische hinauswollten, so stand doch Verwey fester auf dem Boden seiner Heimat, während unter seinem Einfluss George sich jetzt von Frankreich löste und in seinem Vaterlande Fuss zu fassen suchte. (Bücher der Hirten, Sagen und Sänge). Verwey bestärkte ihn in dieser Richtung auf das Nationale, wenn er auch überzeugt blieb, beider Sache sei überdies eine europäische, und überall in Europa sei eine Erneuerung der Künste im Gang. — Die folgenden Jahre führten zu weitern Begegnungen in Holland und in deutschen Städten und zu mannigfacher gemeinsamer Arbeit. Freilich erkannte Verwey schon 1897: die Freundschaft sei nicht eine zwischen Ganz-Verwandten. Verwey sah in Berlin Melchior Lechter und besuchte George in dessen Elternhaus in Bingen. Seine Schilderungen dieser Umgebung, ihrer Bewohner, der Landschaft, der Gespräche ist farbig, lebendig und genau, doch im schlichten Tone des Berichts: „Als ich den folgenden Morgen in seinem Zimmer am Fenster stand, sah ich den alten Herrn George (den Vater) die Oleander begiessen, die seine Frau am Beginn ihrer Ehe gepflanzt hatte. Es waren nun ganze Bäume, die alle Jahre Hunderte von roten Blüten trieben." — George hatte eben die Handschrift vom „Teppich des Lebens" hergestellt. Auf Spaziergängen auf dem Rochusberg oder zum Turm oder am Rheinquai entwickelten die Beiden ihre Pläne und Ideen. George wollte ein grosses Gedicht schreiben: Der Rhein von seinem Ursprung bis zum Ende, worin er all sein deutsches Dichten und Trachten vereinigen möchte. Es sollte für die Jüngern sowohl dichterisch als staatsmännisch ein Wegweiser sein. Darin wollte er auch sich und sein Streben als von historisch nachweisbarer Herkunft feststellen. Je stärker im Verlauf ihres Verkehrs George als der Deutsche sich hervorhob, umso klarer wurde sich Verwey bewusst der eigenen, der niederländischen Art, „welche auf die Verherrlichung der Wirklichkeit zielte", während die deutsche (im Anschluss an die italienische Renaissance) „die Majestät der Persönlichkeit auszudrücken wünschte". — Der Aufenthalt in München gewährte Verwey Einblick in die Gedankenwelt der deutschen Freunde Georges, die Wolters als die „Kosmiker" bezeichnet. Da war der Norddeutsche Klages; dann Alfred Schuler, an einen Abbé des 18. Jahrhunderts erinnernd, und Karl Wolfskehl, der sprühendste und umfassendste Geist dieser Runde. Er schrieb eine Dissertation über den Androgynismus in Sage und Mythos und war dabei auf Bachofen gestossen. Doch war das Mutterrecht 1897 im Neudruck erschienen, Wolfskehl hatte es keineswegs neu entdeckt. Die Witwe Bachofens teilte mit, dass von den verschiedensten Seiten der Wiederdruck des Werkes gewünscht war. Die Kosmiker waren George-Bewunderer, hatten aber durch Wolfskehls Hinweis auf Bachofen den Impuls empfangen durch die Vergangenheit, so wie sie sie sahen, die heutige Gesellschaft zu revolutionieren, wobei sie Georges Gedichte nach ihren Ansichten auslegten. Schuler und Klages hatten ihre Theorie über eine dämonische

Urkraft, mit deren Hilfe man zu Offenbarungen vorchristlicher Zeiten gelangen könne. Neben ihnen war Ludwig Derleth, „ein Held und Märtyrer des Absoluten", aus der katholischen Kirche ausgestossen. Er trug in sich „einen Traum der absoluten Grösse, woran alles was war, gemessen werden müsste". Jesus erschien ihm als Feldherr, die Bibel als das streitbarste Buch der Welt. (Auf ihn bezieht sich Verweys Gedicht „Michael", das George übertragen hat). Die Gestalt, die bei Verwey stets am liebenswürdigsten anmutet, ist Gundolf. Zwistigkeiten innerhalb des Kreises entgingen dem gut beobachtenden Holländer nicht; ihr Ende war die Verfeindung mit Klages (1904). George war in München gekränkt worden durch den Vorwurf, er stelle seine Person in den Vordergrund, während er überzeugt war einer überindividuellen Macht zu dienen, die ihn durchwirke. Bei seinem siebenten Besuch in Noordwijk (1904) berichtete George vom plötzlichen Tode Maximins: nach einem Feste von München abgereist, war er, fern von George, verschieden. Verwey hatte ihn nie gesehen. — Von den Maximin-Gedichten stimmte vor allen eines Verwey bedenklich, die „Verkennung", die unerkannte Erscheinung Jesu auf dem Weg nach Emmaus, in Beziehung gebracht zu Maximin. „Ich fand es schwächer als ich es von ihm gewohnt war und fürchtete, dass er aus dem Bedürfnis ein natürliches Geschehen ins Uebernatürliche zu übertragen, als Wirklichkeit annehmen würde, was nicht mehr als eine gedankliche Spiegelung war". Musste hier Verwey im Stillen seine Vorbehalte machen, so konnte er den Bund mit den naturalistischen Schriftstellern, die George hasste, nicht einfach aufgeben. Doch plante er 1904 eine Zeitschrift „Die Bewegung" in der das Wort eines streitbaren Dichtertums ertönen sollte. Wolters und Gundolf übernahmen später den Titel für ihre eigene Kampfschrift „Jahrbuch für die Geistige Bewegung". — Die gemeinsame Arbeit umfasste an erster Stelle Uebertragungen, und wie Verwey holländische Dichter, so gaben Wolfskehl und George deutsche Dichtung in Auswahl heraus. — In Deutschland kam es zur Begegnung erst wieder 1907, in Kreuznach. George teilte mit „Der Siebente Ring" sei fertig. Die Zusammenstellung hatte ihm unendliche Mühe und Anspannung gekostet. Er habe darin zur Zeit gesprochen. Es gelte die Strömungen des Geistes und Lebens zu ordnen. Man solle zeigen wodurch sie wirken können. „Mein Weg ist aber nicht der beliebte, der moderne der jetzigen Zivilisation. Ich will eine andere, eine innerliche Einheit. Damit bin ich an unsere Welt herangetreten. Früher glaubte ich, dass die Welt mich erdrücken würde. Jetzt aber fürchte ich mich nicht mehr." Der Siebente Ring war das erste von Georges Werken, das Verwey nur bedingungsweise gutheissen konnte. Er sah: „Zu einem grossen Teil beruhte es auf einer deutlichen Idee, der Transformation von Klages „deutsch-katholischer Wesenheit" in die Religion des deutsch-griechischen Jünglings Maximin. Es war ein grossartiger Griff, aber ein äusserst deutscher". Die Tatsache dass die Konzeption Maximin gedanklich vorhanden gewesen, lange bevor dieser erschien, hatte für Verwey nichts Positives. Im Ring aber musste er im übrigen feststellen, dass sich nur

zu oft die Reflexion an die Stelle der Einbildungskraft gedrängt hatte. Das „Herrscherliche" war ihm fremd, ebenso Georges neue Religion, ausgehend von Deutschland und von Deutschland der Welt auferlegt. Verweys eigene Religiosität blieb auf eine Weltgemeinschaft gerichtet, darin jedes Volk seine eigene Art behalten sollte. „Der Prophet", bemerkt Verwey, „trachtet auf allerlei Weisen, durch Anrede, durch Predigen, durch persönlichen Einfluss seine Geisteswelt zu verwirklichen, zur Menschenwelt. Ich glaube dass bei uns Dichtern der Prophet unterbewusst bleiben muss". Nur den intellektuellen, nicht den dichterischen Höhepunkt wollte Verwey im Siebenten Ring erblicken, die dichterische Kraft sei reicher im Teppich. „Was von jung auf Georges Phantasie am stärksten berührte, war nicht die Wirklichkeit sondern die Kulturgeschichte. Ihre Bilder stellten sich zwischen ihn und die Wirklichkeit. Sie musste er in der Wirklichkeit finden ehe er diese annehmen konnte. In dieser schon gebildeten Zwischensphäre fühlte er sich sicher. Der Teppich war von dieser Kunst die grösste, die wahrhaft grandiose Erscheinung... Auch das Maximim-Erlebnis war im Wesen kulturhistorisch". Als Mensch und Künstler beharrte Verwey bei seiner ursprünglichen Art. Das wurde für die deutschen Freunde beim Kriegsausbruch besonders fühlbar. Für Verwey war der Krieg eine Oberflächen-Erscheinung, nicht zu vergleichen mit dem tiefern Leben des Geistes. Die Deutschen sahen in ihm den „heiligen Krieg", der von George in seinem „Stern des Bundes" geweissagt war, als der Gründung von Maximins Reich vorhergehend. Karl Wolfskehl beantwortete Rollands Brief an Gerhart Hauptmann: „Dieser ungewollte, uns aufgezwungene Krieg ist dennoch eine Notdurft, er hat hereinbrechen müssen für Deutschland und für die Welt europäischer Menschheit um dieser Welt willen. Wir haben ihn nicht gewollt, aber er ist von Gott". (Frankfurter Zeitung 12. IX. 1914). Während der langen Dauer des Krieges wurden missverständliche Briefe und Karten gewechselt, doch erklärte George bei einem Zusammentreffen ein Jahr nach Friedensschluss, alles sei nun beigelegt. In den Blättern aber erschienen kurz darauf (11. und 12. Folge) 4 Gedichte an Verwey, davon das eine „Ein Abschied" überschrieben war, die den Abbruch bedeuteten. Mit schulmeisterlicher Befriedigung erklärt Wolters solches als die Strafe dafür, dass Verwey kein öffentliches Wort gefunden für seine Gefühlsänderung nach dem Kriege, „keines der Verurteilung für unsere Feinde wie er es für uns gefunden hatte". Die Dokumente, die dieser in seinem Buche zur Kenntnis bringt, zeigen indessen dass Verwey von dem Augenblick an, als ihm die Alliierten als die Vergewaltiger erscheinen mussten, rückhaltlos und öffentlich für die Unterlegenen Partei ergriffen. Damit ist die eine Legende widerlegt. Die zweite ist die: erst durch das grosse Deutschland sei Verwey aus dem kleinen Holland hervorgezogen worden. Das Kindliche in diesem Urteil wird an den Tag kommen, je mehr man sich in Verweys Lebenswerk vertieft. Zurückhaltung, Ehrerbietung, Freimut kennzeichnen dessen eigene Urteile. Er hatte sein Buch für den lebenden George geschrieben; der Tod wollte nicht dass dieser es lese. Sein persönliches

Gefühl nennt Verwey „eine helle Flamme der Zuneigung, und bei ihrem Lichte habe ich alles an ihm wahrgenommen, sowohl das was ich missbilligte, wie das was ich bewunderte. In den Augenblicken, wo wir am meisten auseinandergingen... blieb meine Freundschaft für ihn ebenso unberührt wie ich die seine wusste. So war sie als ich schrieb, so ist sie jetzt wo er gestorben ist".

(Wird fortgesetzt) **Siegfried Lang.**

Tsushima

Der Roman eines Seekrieges von Frank Thiess. Paul Zsolnay Verlag A.-G., Wien.

Es ist häufig geworden, dass Romanciers von Namen sich vom Roman abwenden und ihre darstellerische Meisterschaft geschichtlichen Stoffen zugute kommen lassen. Auch Frank Thiess, der sich freilich nicht nur erzählend sondern abhandelnd mit den Problemen der Gegenwart eigenartig und eindringlich auseinandersetzte, hat diesen Schritt — mit vollem Erfolg, um es vorwegzunehmen — in seinem neuesten Werk „Tsushima" getan. Der Untertitel „Roman eines Seekrieges" darf nicht dahin missverstanden werden, als habe der Verfasser die Geschichte zum Roman geformt. Nein, die Geschichte selber, diese unüberbietbare Erfinderin, hat den Roman geschaffen. Thiess erzählt ihr nur nach, ohne Abweichungen, Ausschmückungen, poetische Freiheiten und die andern Mittel des Dichters, vielmehr als getreuer und scharfsichtiger Historiograph, für den die gegebenen Quellen verpflichtend sind. Fachleute stellen ihm das Zeugnis aus, dass er als Kriegsgeschichtsschreiber ernst und voll zu nehmen sei. Auf ihr Urteil vertrauend darf der Schriftsteller das Buch besprechen, weil es, auf dem sichern Grund der Fachwissenschaft, jedoch weit über sie hinausreichend, ein Werk ist, für jene grosse, gebildete Leserschaft, die heute so gern und mit Recht nach historischen Biographien von literarischer Haltung greift. Eine solche Leserschaft wird durch die Darstellung eines kriegerischen Konfliktes ebenso auf ihre Rechnung kommen können, wie durch die hervorragender Lebensläufe.

Hier ist der Held kein Einzelner, sondern eine Flotte in ihrem kurzen Leben und furchtbaren Tod. Die russische Flotte, die 1905 in der grössten Seeschlacht der Weltgeschichte bei Tsushima von den Japanern vernichtet wurde. Kein beliebiges Ereignis, — denn damit entschied sich der Aufstieg des ostasiatischen Inselreiches zur Grossmacht. Welche Kräfte, moralische und geistige zumal, den Ausschlag gaben, das wird überaus deutlich. Es war letzten Endes nicht der Umstand, dass diese Armada fahrlässig in Hast ausgerüstet, die halbe Welt umschiffen musste — welch abenteuerliche Fahrt voller Missgeschicke! — um allzu fern vom heimatlichen Festland gegen ein geborenes Seevolk eingesetzt zu wer-

den. Sie kam in fast hoffnungslosem Zustande ins Feuer, weil sie im Grunde preisgegeben und verraten war von jenen, für die sie unerschrocken in den Tod ging. Japan gegen Russland: das hiess: eine ungebrochene, geschlossene zuchtvolle Nation gegen eine innerlich aufgelöste, einen Koloss auf tönernen Füssen. Die Zerspaltenheit des Zarenreiches in dumpfes Volk und ausbeuterische Oberschicht, die Unterminierung durch Korruption und Schlendrian, die Demoralisierung durch ungenügende Versorgung und revolutionäre Sabotage, das war der unfassbare und allgegenwärtige Feind im Rücken, gegen den ihr Führer Admiral Rojéswenski seine verbissene Energie vergeblich einsetzte.

Und ist nicht doch dieser Einzelne der Held dieser Tragödie? Sein Schicksal und das seiner Flotte war fast schon besiegelt, da er auszog, und er wusste immer tiefer darum. So dass sein Gegenspieler Togo und die willenszähe, straffe, einsatzbereite japanische Marine nur zum Vollstrecker eines unabwendbaren Verhängnisses wurden. Vor dem Hintergrund des weltpolitischen Gefüges und des fernöstlichen Kriegsschauplatzes ballt sich das Drama von Akt zu Akt, um sich in der grossartigen Schlachtenschilderung — wörtlich — zu entladen.

Diese erste grosse Auseinandersetzung zwischen Westen und Osten hat im geistigen Auge und der seelischen Einfühlung von Frank Thiess lebendigste, einprägsame Gestalt gewonnen. In reicher und doch deutlicher Linienführung wird das vielfältige Ineinandergreifen von sozialen und wirtschaftlichen Faktoren, Politik, Kriegstechnik und Persönlichkeit blossgelegt. Der Verfasser tritt hinter seinem Gegenstand zurück, als sei ihm nur daran gelegen, die Wirklichkeit sprechen zu lassen. Auch seine Sympathien scheint er auszuschalten zugunsten eines kritisch-abwägenden und gerechtigkeitswilligen Erkenntnisdranges. Aus der Einstellung ergibt sich auch sein Stil. Bei allem Ausdrucksvermögen hält er sich frei von Aufmachung und Uebersteigerung, er ist knapp und elastisch, genau, sachlich und zuchtvoll, der Aufgabe entsprechend soldatisch im besten Sinne des Wortes. Ein Schriftsteller von Rang hat in diesem Buch durch die Unterordnung unter sein Thema einem Ereignis von tragischer Grösse und weltgeschichtlichem Ausmass Sprache gegeben.

Robert Faesi.

Religiöser Liberalismus

Walter Nigg: „Geschichte des religiösen Liberalismus". Max Niehans Verlag, Zürich und Leipzig 1937.

„Der Leser wird im ganzen Buch vergeblich nach einer Definition des überaus belasteten Begriffes „religiöser Liberalismus" suchen. Diese Unterlassung jedoch geschah mit Absicht, weil jede Definition eine Einengung der mit den Wörtern „liberal" und „religiös" bezeichneten Welt bedeutet." Nigg trifft eine „Auswahl", die darauf gerichtet ist, verkannte Gestalten .... aus der Geschichte der freiheitlichen Religiosität in den Vordergrund zu rücken. „Für seinen Begriff will er keine unerlaubten Annexionen machen, in der Erkenntnis, dass es auch in der Neuzeit grosse Christen gab, die nicht liberal eingestellt waren". „Religiöser Liberalismus ist eine geistige Haltung, die zu allen Zeiten ihre Verkörperung gefunden hat. Er hatte seine Vertreter in den grossen Denkern Chinas und in der jüdischen Spruchweisheit, im leidenschaftlichen Wahrheitssuchen des Sokrates und in der römischen Stoa. Liberale Spuren finden sich, bald schwächer, bald stärker sichtbar, von vereinzelten neutestamentlichen Ausführungen an durch die ganze Geschichte des Christentums hindurch." „Eine freiere Auffassung des Christentums", „eine spiritualisierende Interpretation des Evangeliums" und das „grandiose Aufleuchten einer undogmatischen Religiosität" bei Meister Eckhart gehört zur historischen Entfaltung des Begriffes.

Ist demnach „religiöser Liberalismus" grundsätzliche Antidogmatik? Oder ist die „undogmatische Religiosität" begriffsidentisch mit Mystik? Dogmatik und Mystik sind aber in keiner Weise Gegensätze; bei Meister Eckhart z. B. bedingen sich seine geheimnisvolle Versenkung in Gott und seine christliche Theologie geradezu; wenn dann noch die Religion Franz' von Assisi und Michelangelos, zweier streng gläubiger Katholiken, mit der Religion eines Ulrich von Hutten verknüpft werden, so wird der Begriff unscharf und zur Erkenntnis untauglich.

Den Hauptteil der historischen Darstellung Niggs nimmt das 19. Jahrhundert ein; an vielen Stellen des Buches erweist sich der „religiöse Liberalismus" als ein Parallelbegriff des politischen Liberalismus. Es möchte jemand sagen, dass er somit nur noch historisches Interesse biete und es sei gerade die rechte Stunde dessen „Entstehung, Blütezeit und Ausklang" — wie der Untertitel des Buches besagt — den wenigen noch lebenden Freunden „liberaler Religiosität" als Erinnerungsgabe vorzulegen. Aber die Geschichte einer freiheitlichen Bewegung (so wird man doch wohl „Liberalismus" übersetzen müssen) ist, so sehr bestimmte „liberale" Formen durch die Dialektik des Geschehens erledigt sein mögen, ein Beitrag zu der ewigen Auseinandersetzung der unlösbar miteinander verknüpften Begriffe Freiheit und Gesetz.

Nigg erkennt das hier waltende Spannungsverhältnis an: „Der religiöse Liberalismus muss die Spannung, in welcher er durch sein Verhältnis zur Kirche gerät, aushalten oder er bringt sich durch die Neutra-

lisierung des Gegensatzes um seine innerste Lebenskraft. Seine Aufgabe liegt innerhalb der Kirche, weil er ohne deren beharrende, konservative Gegenkräfte der Selbstauflösung anheimfällt ... Wie alle lebendige Entwicklung auf dem Gesetz der Polarität beruht, so muss auch der Pendel der Kirche zwischen Orthodoxie und religiösem Liberalismus hin- und herschwingen".

Nigg beginnt seine Historiographie mit dem Humanismus. Richtig weist er darauf hin, dass das Wort „Renaissance" (Wiedergeburt) „neutestamentlichen Ursprungs (Joh. 3,3)" ist, also ein religiöser-mystischer Begriff, und dass die Humanisten wie Petrarca und Erasmus von Rotterdam gläubige Christen waren. Erasmus ist in Niggs Darstellung der Vertreter eines „prinzipiell undogmatischen Christentums". Die Feststellung des Erasmus allerdings, dass man auch im Heidentum „viel Gutes und Brauchbares für ein richtiges Leben finden kann", haben schon die ältesten Kirchenschriftsteller gemacht.

Eine längere kritische Darstellung widmet Nigg Luther und der Reformation, letztere habe „unstreitig ein Janusgesicht, welches sowohl zurück ins Mittelalter als auch vorwärts in die Neuzeit blickt." Wenn aber behauptet wird, Luther „habe die katholische Sakramentsmagie aufgelöst und an ihre Stelle die reine Wortverkündigung gesetzt", so ist dies — abgesehen von der schiefen Ausdrucksweise — ein sachlicher Irrtum, denn Luther hat mehrere Sakramente beibehalten.

Begreiflich, dass Sebastian Castellio (1515—63), dem Gegner Calvins, eine besondere Abhandlung gewidmet wird. „Der Verstand trieb ihn dazu, dem Evangelium zu gehorchen, weil er die Begründetheit der evangelischen Aussagen eingesehen hatte. Castellio war alles andere als ein blosser Verstandesmensch. Sein religiöses Bedürfnis fühlte sich viel zu stark zur Mystik hingezogen, die er durch seine Herausgebertätigkeit von Thomas a Kempis: „Nachfolge Christi" und der „deutschen Theologia" zu fördern suchte, als dass er das Geheimnis in der Religion verkannt hätte. Wohl aber war für Castellio die Vernunft ein Geschenk Gottes, das nicht verachtet werden darf." Nigg meint an dieser Stelle weiterhin, dass die „Bemühung, das Christentum und die Ratio miteinander zu verbinden ... Castellio zu einem der Väter des liberalen Protestantismus mache." Nach diesem Kriterium gehören auch Albertus Magnus und Thomas von Aquino zu diesen Vätern, denn ihre Aufgabe ist keine andere. —

Nicht nur der Humanismus, sondern auch die Aufklärung beruht „unverkennbar auf einer religiösen Grundlage". Ihr Prototyp ist Baruch Spinoza. „Paradox ausgedrückt darf man sagen, die Aufklärung erlebte die Ratio als eine irrationale Grösse." Der wertvollste Baustein, den Spinoza zur Begründung des religiösen Liberalismus beigetragen hat, ist sein „theologisch-politischer Traktat" ... „eine sehr vornehme Tendenzschrift ... für die freiheitliche Regierung Jan de Witts, jenes ungewöhnlichen, humanistisch gebildeten Staatsmannes, dessen freiheitliches Regime von den machtsüchtigen Praedikanten des Calvinismus gefährdet war ... Diesem aus innerstem Zorn heraus geschriebenem anklägeri-

schen Manifest, über das schon Gustav Flaubert in staunende Bewunderung geraten ist, kommt tatsächlich in der Gegenwart wieder erneute Aktualität zu, weil es jeder Reaktionszeit eine ewig gültige Antwort entgegenhält. In seinem „Traktat" kämpfte Spinoza in erster Linie gegen die Gebundenheit für die Freiheit, die er ... „als das teuerste und köstlichste Gut" verherrlichte. Zur Verteidigung der Freiheit entwickelte er eine sehr eigenartige Lehre vom Staat, dem gegenüber die Kirche nur ein Attribut darstelle, zu welcher Auffassung sich Spinoza veranlasst sah, weil zu seiner Zeit der Staat die Freiheit und die Kirche die Unfreiheit repräsentierte." Es ist tatsächlich eine „irrationale Ratio", die so philosophiert, dass sie ihre Fundamente der Freiheit von der jeweiligen politischen Situation eines kleinen Landes abhängig macht! In dem Wort von der „Reaktionszeit" verrät der Historograph seine verborgene Leidenschaft, seinen noch nicht ganz überwundenen Glauben an den ewigen Fortschritt, trotz dem oben wiedergegebenen Wort von dem Gesetz der Polarität und der nötigen „Spannung" zwischen „liberalen" und „konservativen" Kräften. Jeder Glaube, und der Christenglaube im besonderen, ist absolut, oder er ist nicht; der Glaube bewährt sich in der Geschichte oder er geht zugrunde, aber er verwandelt sich nicht. Der „Dogmatiker", den Nigg so wenig schätzt, ist von der gottgegebenen, also ewigen Struktur des Menschen überzeugt, die sich im geschichtlichen Werden und Vergehen entfaltet; auf den Menschen als Vernunftswesen baut er seine Lehre, seine christliche Lehre auf, und es muss so sein, dass er sie gegen dieZerstörer zu verteidigen sucht. Actio und reactio, Stoss und Gegenstoss bedingen sich hierbei. Es geht nicht an eine Zeit der Unterdrückung als „Reaktionszeit" zu bezeichnen, denn die Reaktion gegen eine Bedrängnis ist höchst notwendig, will sie doch das verlorene Gut wiedererlangen. Aus dieser kurzen Betrachtung dürfte erhellen, dass die Schärfe der Begriffe auch für eine geschichtliche Darstellung unentbehrlich ist.

Ueber Reimarus, Joh. Gottfried Herder, David Friedrich Strauss, denen Nigg kleine interessante Abhandlungen widmet, geht der Zug schliesslich zu Bruno Bauer, dem Radikalen der Radikalen. Für Niggs Weise eine Gestalt zu umreissen ist folgende Stelle bezeichnend: „In seinen Gefühlswallungen war Herder oft gärend und unklar, dilettantisch und unsystematisch. Dasselbe hatte zur Folge, dass seine tiefsinnigen Einsichten und Anregungen nicht immer leicht zu fassen sind und einem gerne zwischen den Fingern zerrinnen. Aber er besass dank seinem dynamischen Pantheismus ein wundervoll lauschendes Ahnungsvermögen für alles Kommende". Bruno Bauer ist wohl in Niggs reichhaltiger Portraitgallerie von Oppositionellen gegen jede Art von Orthodoxie die interessanteste Figur. „Bauers Leben und Persönlichkeit sind von antiker Härte, die einem den Atem stocken macht". Wegen einer theologischen Differenz mit Vertretern der Orthodoxie verlor Bruno Bauer seine Privatdozentenstelle, baute in Rixdorf bei Berlin selbst Gemüse, das er auch selbst verkaufte und arbeitete unentwegt weiter

an seinen „Kritiken". „Das ist modernes Ketzerschicksal, das zwar nicht mehr auf dem lodernden Scheiterhaufen endete, aber nicht minder grausam ist". Dieser Ausruf Niggs entbehrt in den Tagen der erbitterten Verfolgungen des Christentums in Europa und Mexiko nicht der Ironie. „Durch das völlige Totschweigen und den Entzug der venia legendi bemächtigte sich Bauers eine kochende Erregung. Er fing an zu rasen, indem er sich masslos beleidigt fühlte". Schritt für Schritt gelangte Bauer zu einer Negation der Theologie, des Christentums, der Religion und endete beim Atheismus. „Man versteht diesen atheistischen Radikalismus nicht, wenn man nicht, so paradox es klingt, seinen religiösen Untergrund spürt." Diese Bemerkung Niggs ist richtig; es liegt hier einer der Fälle vor, wo man das Werden der Gegenreligion aus der Wurzel des Hasses mit Augen sieht. Ein welthistorischer Parallelfall ist Lenin. (Nietzsch, den Nigg als Paralelle beizieht, muss u. E. hier ausfallen, weil es schwer fällt die krankhaften Elemente in dessen Denken sauber auszuscheiden). „Erst nach seiner Misshandlung durch die Universitätstheologie ging ihm eine Ahnung auf, dass die theologische Kritik gar nicht die Freiheit zur echten Kritik besitze — „der Gefangene darf im Gefängnis umher spazieren, aber er darf es nicht verlassen" — weil sie sonst zur Auflösung gelangt." (S. 170). Hier hat Nigg mit seiner Schilderung der Einstellung Bauers das Problem der Kritik überhaupt, und nicht nur der theologischen Kritik berührt. Setzt man in dem Vergleiche Bauers statt „Gefängnis" etwa „fester Boden", so kann man sagen, dass alle Kritik zwar auf dem gegebenen Boden „herumspazieren", aber ihn nicht verlassen kann, oder unbildlich ausgedrückt, dass alle Kritik ein Ergebnis des kritischen Instrumentes — das unter anderm durch den Stand der jeweiligen Forschung bedingt ist — und der Tatsachen ist; wo nicht genügend Tatsachenmaterial vorhanden ist, darf der Boden des Wahrscheinlichen nicht verlassen werden. „Der Radikalismus hat schliesslich ... eine „Vernichtungsschlacht" gegenüber Theologie und Religion angestrebt, welche Bemühung aber in diametralem Gegensatz zum Ziel des reliogösen Liberalismus stand, der jenem gegenüber nur ein deutliches Nein sprechen konnte". (Ein deutliches Ja und ein deutliches Nein gehört zum Wesen jeder klaren Lehre, in der Schulsprache Dogma genannt; auch den „undogmatischen" Historiker zwingt einmal die „Dialektik des Geschehens" zu solchen entschiedenen Formulierungen). „Das Wesen des religiösen Liberalismus besteht gerade darin, dem Verlangen, bis zum äussersten Extrem zu gehen, als einer ihn allezeit umlauernden Versuchung, nicht nachzugeben, sondern auf jenem schmalen Gratweg zwischen einer krämerhaften Vermittlungstheologie und einem alles auflösenden Nihilismus hindurchzusteuern." (S. 174/175) So ist nun doch eine Definition des Wesens des religiösen Liberalismus gegeben, aber entsprechend der Ankündigung der Einleitung, dass man eine solche „im ganzen Buch vergeblich suche" würde, soll sie nur als annähernde Umschreibung „einer geistigen Haltung" gewertet werden, es darf aber nicht unterdrückt werden, dass u. E. die einzig richtige Haltung

gegenüber dem Religiösen nicht ein Weg zwischen „Vermittlungstheologie" und „Nihilismus", sondern ein Beharren auf dem Glauben ist.

Den Höhepunkt von Niggs Buch bezeichnet die Stelle, wo er die Bildnisse Ernst Troeltschs und Albert Schweitzers zeichnet, den einen als den klarblickenden Skeptiker, gesättigt mit historischem Wissen, in eine unheilvolle Zukunft schauend und den andern, den Elsässer, „mit einem eisernen Willen und urbaner Gesundheit", „eine überaus mächtige Persönlichkeit, die wie ein Sturmwind dahinfährt und in der heutigen degenerierten Zeit wie eine kraftstrotzende Renaissancegestalt anmutet."

Ueber den abschliessenden Teil seines Buches setzt Walter Nigg den pessimistischen Titel: „Verfallsanzeichen", der „religiöse Liberalismus" oder der „freie Protestantismus" — wie er hier begriffsidentisch sagt — zeige „deutliche Anzeichen seines Niedergangs". Das sei „das unvermeidliche Schicksal aller geschichtlichen Phänomene". Verfallssymptome sind im Einzelnen u. a. Monismus und Kollektivismus auf der einen, Neuorthodoxie, Bekenntniskirche, deutsche Glaubensbewegung und schliesslich auch noch Oxfordbewegung auf der anderen Seite.

In diesem Schlusskapitel macht sich die mangelnde begriffliche Klarheit besonders schmerzlich bemerkbar, Nigg sieht nicht, dass der „dogmatischen" wie der „undogmatischen" Religiosität die Gefahr vom Antichristentum droht und benützt eine törichte Aeusserung Erik Petersons, um zu behaupten, dass der protestantischen Theologie „offenkundig" „ein neues Mittelalter drohe, in welchem dann auch wieder jede Wendung gegen das Dogma „sinnvollerweise eine am Leibe des Ketzers vorgenommene Bestrafung im Gefolge" haben wird." (S. 399) Mit der Hoffnung, dass der religiöse Liberalismus dereinst „in einer wirklich neuen Gestalt aus dem Grabe auferstehen wird", schliesst Nigg sein interessantes zur Diskussion herausforderndes Buch.

Paul Schmitt.

„Ich werde Soldat"

(Ein Begleitbuch für junge Schweizer. Herausgegeben von Major Edgar Schumacher. Verlag Hallwag, Bern.)

„Jeder Schweizer ist wehrpflichtig" steht in unserer Verfassung. Wenn er zum Dienst mit der Waffe tauglich erklärt worden ist, hat er im zwanzigsten Altersjahr die Rekrutenschule zu bestehen, um dann in unsere Armee eingereiht zu werden. Die erste Berührung des jungen Mannes mit dieser Armee erfolgt bei der Rekrutierung. Noch ist er Zivilist, aber er steht schon unter militärischem Gesetz und Ordnung. In seiner Tasche steckt das graue Dienstbüchlein, das ihn auf seinem ganzen Lebensweg begleiten wird, und vor ihm steht in Uniform der Aushebungsoffizier. Ihm darf er den Wunsch äussern der einen oder andern Waffe zugeteilt zu werden. Wenn es möglich ist, wird seinem Wunsche entsprochen. Aber was ist eigentlich diese Armee? Was bedeuten die ver-

schiedenen Waffengattungen? Was erwartet ihn in der Rekrutenschule? Was hat er als Soldat für Pflichten und Rechte? Wohl hat er von ältern Kameraden mancherlei gehört. Der Eine erzählte begeistert von seinem rassigen Korporal oder Zugführer. Der Andere schimpfte mächtig über die unerträglichen Strapazen. Ueber all dies und noch vieles mehr möchte der Jüngling gerne Auskunft haben, bevor er in die Rekrutenschule einrückt. Diese Aufklärung gibt ihm nun in ganz vortrefflicher Weise das von Major Edgar Schumacher herausgegebene Büchlein: „Ich werde Soldat".

In beschwingten und eindringenden Worten schildert darin der Verfasser zuerst den Geist und das Wesen des schweizerischen Milizheeres, das aus der 700jährigen Geschichte unseres Landes hervorgewachsen, so ganz anders ist als alle andern Armeen. Dann erläutert er die Gliederung des Heeres nach der neuen Truppenordnung. In klarer und nachhaltiger Weise wird anschliessend die Aufgabe des Heeres besprochen. Diese einleitenden Kapitel sind vielleicht für den Jüngling, der schon lange die Schule verlassen und vom Acker oder aus der Werkstatt kommt, nicht ganz leicht verständlich, aber Sinn und Aufgabe unserer Landesverteidigung sind ein so ernstes Thema, dass es nur vom Guten ist, wenn dessen Verständnis erarbeitet werden muss.

In einer Reihe von leicht fasslichen und oft mit soldatischem Humor durchsetzten Kapiteln wird dann von verschiedenen jungen Mitarbeitern dem angehenden Rekruten vor Augen geführt, was seiner in der Rekrutenschule wartet. Es werden die einzelnen Waffengattungen gezeichnet und dargetan, was die verschiedenen Untergattungen zu leisten haben. Kurz, es werden die zahlreichen Räder und Rädchen beschrieben, aus denen sich die komplizierte Maschine einer modernen Armee zusammensetzt. Gute Abbildungen aus dem militärischen Leben illustrieren diese Kapitel in instruktiver Weise.

Im dritten Abschnitt nimmt Major Schumacher wieder selbst das Wort, um in gedankenreichen Kapiteln wie: „Vom soldatischen Sein und Denken", „Der Dienst als seelisches Erlebnis", „Soldaten als Staatsbürger" den jungen Leser geistig auf den Militärdienst vorzubereiten. Mit einem Trostspruch an diejenigen, die nicht Soldat werden können, schliesst das Buch. Nicht Militarismus wird hier gepredigt, aber Verantwortungsgefühl für das Vaterland.

Vielleicht wäre es hier am Platze gewesen auf das für manchen jungen Soldaten sich oft so verhängnisvoll auswirkende Verhältnis zu den Vorgesetzten etwas näher einzugehen. Manche sind voll Begeisterung in den Dienst gegangen und durch unrichtige Behandlung schwer enttäuscht zurückgekehrt. Sie wären gegen solche Enttäuschungen gefeiter gewesen, wenn sie vorher in einfacher und sachlicher Weise aufgeklärt worden wären, dass bei aller Sorgfalt in der Auswahl der Kaders gelegentlich auch einmal Ungeeignete Vorgesetzte werden können, und dass man die Erfahrung mit solchen nicht verallgemeinern darf, sondern als disziplinierter Soldat eben auch einmal eine ungeschickte Behandlung er-

tragen muss, wie Sturm und Wetter, Hunger und Durst. — Das Buch: „Ich werde Soldat" bildet so einen wahren geistigen militärischen Vorunterricht. Es wäre zu wünschen, dass es — vielleicht in etwas vereinfachter Form — von Staates wegen mit dem Dienstbüchlein jedem angehenden Rekruten in die Hand gedrückt würde, gleich wie jetzt schon an vielen Orten den angehenden Staatsbürgern die Verfassungen von Staat, Kanton und Gemeinde übergeben werden. Derart geistig vorbereitet, wäre es dem Rekruten leichter den Zivilisten abzustreifen und wirklich Soldat zu werden.

Oberst M. Paur.

Hinweise:

Rudolf von Tavels Betrachtungen über den „Wert der Tradition" sind, wie Hugo Marti schrieb, „innerste und tiefste Gedanken des unvergesslichen Dichters, Worte eines Bekenntnisses, das sein ganzes Leben und Werk durchdrang". Da sie ausserdem in unseren Tagen von höchster geistiger Aktualität sind, freuen wir uns, sie unseren Lesern darbieten zu dürfen.

Der Aufsatz wurde im Jahre 1935 von Dr. Hugo Marti im Auftrage der „Schweizer Bibliophilen-Gesellschaft" herausgegeben. Der Verlag A. Francke A.-G. in Bern hat das kleine Buch meisterhaft gedruckt und gebunden in einen zierlichen Lederband aufgelegt. Für die Erlaubnis des Nachdrucks sind wir Frau A. von Tavel, der Schweizer Bibliophilen-Gesellschaft und dem Verlag A. Francke A.-G. zu Dank verpflichtet.

*

Hermann Burtes Gedicht: „Die blauen Frauen von Hodler" ist mit freundlicher Erlaubnis des Verlages H. Haessel in Leipzig dem soeben erschienenen Band „Anker am Rhein, Eine Auswahl neuer Gedichte", entnommen. Wir werden eine eingehende Würdigung der schönen und kraftvollen Lyrik folgen lassen.

*

Das Porträt Hans Conrad Eschers von der Linth von *Th. W. Stadler* veröffentlichen wir mit freundlicher Erlaubnis der Atlantis-Verlag A.-G. Zürich. Es stellt ein Kapitel aus einem in Vorbereitung befindlichen Sammelwerk: „Grosse Schweizer", dar.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier
Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 956.060
Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A. G. Zürich, Akazienstr. 8
Tel. 45.855

Bezugsbedingungen:
Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— für 12 Hefte pro Jahr. Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr. Erscheint jeweilen anfangs des Monats.